

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cartarescu, Mircea
Warum wir die Frauen lieben

Geschichten
Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41961-8

SV

Mircea Cărtărescu
Warum wir
die Frauen lieben

Geschichten

Aus dem Rumänischen von
Ernest Wichner

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel *De ce iubim femeile* bei
Humanitas in Bukarest

Erste Auflage 2008

© Mircea Cărtărescu 2004/2006

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Freiburger Graphische Betriebe, Freiburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41961-8

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

*I met my old lover
On the street last night
She seemed so glad to see me,
I just smiled.
And we talked some old times
And we drank ourselves some beers,
Still crazy after all these years,
Still crazy after all these years ...*

Paul Simon

Die kleine Negerin

Die geneigten Leserinnen dieses Buches mögen mich bitte nicht von allem Anfang an schon für pedantisch halten, wenn ich mit einem Zitat beginne. In meiner Jugend hatte ich die blöde Angewohnheit, in Zitaten zu sprechen, was mir einen traurigen Ruf im Cantemir-Lyzeum eintrug. Meine Schulkameraden schlepten zehn Kilogramm schwere Tonbandgeräte zur Schule, legten Musik auf und tanzten in der Französischstunde ... Garsonelu, unser ausgeflippter Lehrer, versammelte die Mädchen um sich und sagte ihnen, wie all die Schweinereien auf französisch heißen, in der letzten Bankreihe blätterten zwei andere in schwedischen Pornozeitschriften. Nur ich, der ich ausschließlich in der Welt der Bücher lebte, ging los und schmierte irgendein Zitat von Camus oder von T. S. Eliot an die Tafel, das wie die Faust aufs Auge zu der enthemmten Atmosphäre in unserem staubigen und heruntergekommenen Klassenzimmer paßte. Die Mädchen aber, die da mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Pult saßen, so daß man einen tiefen Einblick unter den hochgekrepelten Saum ihrer Uniformröcke gewann, taten nicht einmal mehr so, als wollten sie die Nase rümpfen oder gar verächtlich prusten, wenn sie dies sahen. Sie hatten sich daran gewöhnt. Nun schauten sie durch mich hindurch, als gäbe es mich nicht, und so brachte ich das Lyzeum hinter mich: ein seltsamer Kauz in zerschlis-

sener Schuluniform, der unverständliche Texte an die Tafel schreibt oder am Rande der Weitsprunggrube mit den Kastanien spricht. Nicht aus Snobismus sprach ich in Zitaten, oder weil ich großtun wollte (sich wichtig machen konnte man ohnehin nur mit der Rockmusik oder einer Liste der Bräute, die man schon hatte, alles andere war Kinderkram), sondern weil ich einen Autor irrsinnig liebte, mich mit ihm identifizierte und glaubte, daß allein die Worte, die er einmal ausgesprochen hatte, die tiefe Wahrheit der Welt ausdrücken, während alles andere nichts ist als leeres Gerede.

Im Laufe der Zeit bin ich zwar der gleiche *Jerk* geblieben, der sich nicht darum kümmert, wie er angezogen ist, was er ißt und was er am Biertisch oder auf einem Kolloquium sagt, aber ich habe gelernt, immerhin in zwei Hinsichten etwas vorsichtiger zu sein. Zum einen, was das Erzählen der Träume (aber darauf werde ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen), und zum anderen, was das Zitieren meiner Lieblingsautoren betrifft. Beides langweilt tödlich, sowohl beim Schreiben als auch in jedem Gespräch, das man führt, und es verleiht einem die Ausstrahlung eines Menschen, mit dem man am besten keinen Umgang pflegt. Trotz alledem gibt es Momente, in denen ich den Eindruck habe, im nächsten Augenblick zu sterben, wenn ich einen Traum nicht erzähle oder ein Zitat nicht zulasse. So kann ich mir beispielsweise diese Seiten nicht ohne Salingers Worte am Anfang vorstellen – er ist der Schriftsteller, den ich am meisten liebe und bewundere –, als bestünde der restliche Text aus ein paar kleinen Eisenbahnwaggons und das Zitat wäre die Lokomotive. Ich spüre, daß ich nicht vom Stil sprechen kann,

davon, was eine stilsichere Person ist, wenn ich nicht genau so beginne, wie ich beginnen werde.

Anfangs glaubte ich, das kurze Fragment stamme aus *Für Esmé mit Liebe und Unrat*, aber ich war überrascht, es dann in *Der Lachende Mann* zu finden. Dies also sagt Salinger, indem er die Erzählung von ein paar Kindern unterbricht, die ein Busfahrer zum Spielen fährt, wobei er ihnen endlose Geschichten in der Art der amerikanischen Comic strips mit Spiderman oder Batman erzählt: »Auf Anhieb könnte ich nur drei Mädchen in meinem Leben nennen, von deren Schönheit, obwohl diese in keine Norm paßte, ich auf den ersten Blick betroffen war. Eins davon war ein mageres Mädchen in einem schwarzen Badeanzug, das sich am Jones-Strand mit einem orangefarbenen Sonnenschirm abmühte. Das war um 1936 herum. Das zweite war ein Mädchen an Bord eines Vergnügungsdampfers in der Karibischen See im Jahre 1939, das mit seinem Feuerzeug nach einem Tümmler warf, und das dritte war Mary Hudson, das Mädchen unseres Häuptlings.«^{*}

Anstatt nun mit der Erklärung zu beginnen, weshalb diese *flashes* von reiner Schönheit literarisch so wunderbar sind (so banal sie auf den ersten Blick scheinen mögen), verlasse ich die Lokomotive so, wie sie ist, und begeben mich in die Waggons. Und schon der erste Waggon ist um so seltsamer, als er sich tatsächlich als Waggon im wahrsten Sinne des Wortes herausstellt. Denn in einem Metrowaggon bin ich der Frau begegnet – eigentlich habe

* J. D. Salingers Erzählung »Der Lachende Mann« wurde von Annetta Marie und Heinrich Böll übersetzt. J. D. Salinger: *Neue Erzählungen*. Reinbek bei Hamburg 1968.

ich die Chance bekommen, sie ein paar Minuten lang zu sehen –, die mir bis auf den heutigen Tag als die schönste Frau der Welt in Erinnerung geblieben ist. Gewiß ist es möglich, daß sich ihre Vollkommenheit nun in meinem Kopf mit der Unwirklichkeit des Karussells am Ufer des Ozeans vermischt, mit den Seelöwen, die sich neben der Landungsbrücke übereinanderwälzen, mit dem wie eine Statue auf seinem Sockel reglos verharrenden Mann (dem ersten, den ich je gesehen habe und der mich auf die Idee für ein ganzes Kapitel in meinem Roman *Orbitor* brachte), mit den nicht enden wollenden Schmuckläden, die ihre Goldkettchen an der Strandpromenade ausstellen, mit den Automaten, in die man eine Cent-Münze warf, um sie zur Ellipse gepreßt zurückzuerhalten, mit den riesigen Mammutbäumen des Red Wood ... Mit den auf- und absteigenden Gassen und Straßen, mit Chinatown und den Palmen, die träge den Himmel fegen, in (kann ich mein Geheimnis noch wahren?) San Francisco, der um die kleine Negerin im Metrowaggon herumgebauten Stadt, der ihrem Bilde und ihrer Herrlichkeit nachempfundenen Stadt.

Eigentlich wohnte ich in Berkeley und verließ jeden Morgen mit den Zubringern KFC und dem K-Mart meine kleine Vorstadt, um die Metro zu nehmen, die mich unter dem Ozeanarm hinweg direkt ins Herz von Frisco brachte. 1990 war ich noch ein langhaariger Junge in einer braunen Lederjacke, der, die Hände in den Taschen, durch die Straßen stromerte und sich vorstellte, exakt auf Ferlinghettis und Kerouacs Spuren zu wandeln. Die Metro, die berühmte The Bart, ist an sich schon von besonderer Eleganz. Welch ein Unterschied zur elenden New

Yorker Untergrundbahn, die, öl- und rußverschmiert, mir wie die düstere Szenerie einer negativen Utopie vorkam. Sauber und weiß wie Milch gleitet der Bart dermaßen sanft unter dem Ozean dahin, daß sein gesamter Plafond allmählich gläsern zu werden scheint und man das grüne trübe Licht des Meeres und das Wuseln der silbrigen Fische zu sehen meint. Eines Morgens, ich döste noch auf einem Plastiksitz in der Metro, sah ich sie plötzlich. Ich war nicht der einzige. Tatsächlich haben sie absolut alle in dem hellerleuchteten Waggon angeschaut.

Normalerweise gebe ich mich keinen Phantasien mit Negerinnen hin. Der einen oder anderen bin ich bei verschiedenen mondänen Gelegenheiten schon begegnet, und sie sind mir nicht anders vorgekommen als andere Frauen auch, etwa Chinesinnen oder Araberinnen. Überflüssig zu sagen, daß ich nie eine Geliebte hatte, deren Hautfarbe anders als die meine gewesen wäre, obwohl viele einen andersfarbigen Verstand, eine anders gefärbte Stimme und ein andersfarbiges Lächeln hatten. Das Mädchen aber, von dem ich meinen Blick zwei Stationen lang (genau auf der Strecke, da sich die Wagen auf dem Grunde des Ozeans dahinschleppten) schlicht und einfach nicht abwenden konnte, war zufällig eine Negerin und etwa sechzehn Jahre alt. Und es trug zufällig einen weißen Seidensari mit sehr blassen, unidentifizierbaren Blumen, die in einem leichten Relief darüber gestreut waren (tatsächlich *darüber*, sie schienen einen Zentimeter über dem glänzenden Material zu schweben). Und auf dem Kopf trug es einen kleinen Turban aus dem gleichen Stoff, der seine Schläfen wie bei den ägyptischen Schönheiten verlängerte. Zufällig hatte das Mädchen auch Walkman-

drähte, die sich ihm aus den Ohren schlängelten und, von zwei Seiten dünn zusammenlaufend, unter dem Tuch des Sari verschwanden; ein technisches Detail, das sich in einem dermaßen kontrastlosen Kontrast zur traditionellen Kleidung befand, daß man sich fragen mußte, ob etwa alle seine afrikanischen Vorfahren von der Nacht der Geschichte an und bis heute Walkmans an ihren Gürteln getragen hatten. An der Fessel des einen Fußes ein ledernes Band mit einem arabischen Text, vielleicht aus dem Koran.

Das Mädchen war nicht schön, sondern das sensible Bild der Schönheit selbst. Es ist mir unmöglich zu sagen, ob es bloß ein ästhetisches Objekt war, dem jede Psychologie völlig abging, oder ob es im Gegenteil *nur* Psychologie war, verstörte zwar, eine Projektion der faszinierten Blicke seiner Umgebung. Als ich es anschaute, verstand ich, warum es mitunter heißt »von räuberischer Schönheit«: Alle waren wir seine Geiseln und warteten anscheinend darauf, von einem Augenblick auf den anderen der Reihe nach grausam geopfert zu werden. Und trotzdem waren Schüchternheit und Unschuld seine einzige Macht.

Ich könnte nicht sagen, wann das Mädchen in dem Waggon aufgetaucht war, aber sie stieg mit mir am Kennedy-Platz aus, wo es Luxusläden und Palmen gibt; und aufrecht in ihrem Sari einerschreitend, der ihre Schulterblätter ebenso verhüllte wie die Pobacken, löste sie sich im komplizierten Licht der Umgebung auf. Oft habe ich danach gedacht, daß sie, hätte ich, wie ich so hinter ihr herging, ihren Seidenumhang berührt, sich zu mir umgedreht hätte, und zwar nicht, weil sie meine Berührung gespürt, sondern weil sie gefühlt hätte, wie sich ein Teil

ihrer unbekanntem und mystischen inneren Kraft aus ihrem Körper in meine Fingerspitzen ergießt ...

Nun erst merke ich, daß sowohl die drei von Salinger in ausdrucksstarken Worten beschriebenen Frauen (wie großartig: das Mädchen, das *mit einem Feuerzeug nach einem Tümmeler wirft!*) als auch die, die ich auf einer ganzen Seite nicht zu beschreiben vermochte, in Meeresnähe auftreten. Und mir ist, als müßte das so sein, denn wenn ich an Stil denke (der Gnade ist, ein Sichwiegen im Gleichklang mit dem allgemeinen Gewoge der Welt, ein Schweben unterhalb des Stromes, ohne Oppositionsmoment, dem Mäandern der Fülle und der Leere folgend), gerät mir immer das gleiche Bild in den Sinn: die langen Algen, wie sie in der Strömung auf und nieder schweben, sie biegen sich, werden dünn und verdicken sich wieder im grünen gelatinösen Wasser auf dem Meeresgrund.

Um Stil zu haben, kann man nichts tun. Denn Stil hat man nicht, man ist es. Der ist in die Funktionszusammenhänge der Wirbel in deiner Wirbelsäule eingeschrieben, in die Dynamik deiner Körpersäfte, in den Lichtfleck auf deiner sanften Pupille. In die Klugheit deines Verstandes, die voranschreitet, wenn das Universum voranschreitet, und sich zurückzieht, wenn das Universum sich zurückzieht.

Für D., vingt ans après

Als ich D. kennenlernte (in einer meiner Geschichten habe ich sie Gina genannt), hielt ich mich für eine Art Superchampion im Träumen. Ich richtete mir jede Nacht wie eine Box-Gala ein, bei der ich meinen diamantenbesetzten Gürtel gegen sämtliche *Challenger* verteidigte. Ich hatte, so meinte ich, Mandiarques, Jean Paul, Hoffmann, Tieck, Nerval und Novalis durch K. o. besiegt, Kafka nach Punkten, und Dimov hatte (in der sechzehnten Runde) aufgegeben. Jedes Buch, das ich damals las, war eine gestemmte Hantel, jedes Gedicht war ein Expander, jeder Spaziergang eine Unzahl Liegestütze, jeder Blick (wie ich damals eine Füllfederkappe oder einen Bleistiftspitzer auf dem Tisch anschaute, derart intensiv und unpersönlich, daß alles drum herum verschwand und diese Dinge sich in meinem Hinschauen erhoben, so daß ich sie in ihrer Gänze sehen und verstehen konnte, ihre Festigkeit beim Berühren, die Chemie ihrer Oberflächen aus Metall oder Kunststoff, als hätten sie sich nicht außerhalb meines Körpers befunden, sondern wären in der goldenen Luft meines Verstandes geschwebt, was sie ja auch tun) eine Konzentrationsübung für die kommende Nacht, Training für eine neue Traumrunde.

D. war wunderschön, und wenn ich einmal über sie schrieb, sie habe mit weit offenen Augen geschlafen, möge man dies nicht für eine Autorenerfindung halten.

Genau so war es. In unserer langen Geschichte haben wir nicht sehr viele Nächte zusammen geschlafen, und als wir es taten, war eigentlich schon alles vorbei: meine verzweifelte Liebe für sie ebenso wie die Erzählung über Gina. Ich kann gar nicht sagen, wie traurig es war, mit meiner eigenen Figur Liebe zu machen und nicht mit dem Mädchen, für das ich mir einstmals bei lebendigem Leib die Haut hätte abziehen lassen. Aber jedesmal, wenn ich neben ihr schlief, wachte ich nachts auf und sah, wie sie, ohne mit der Wimper zu zucken, den Plafond anstarrte und ihn dennoch nicht sah, mit schwach im Halbdunkel des Fensters glänzenden Augen.

Zum ersten Mal hatte ich sie in Cochirleni so schlafen gesehen, wo die Studenten unserer Hochschule ihr Landwirtschaftspraktikum bei der Weinlese absolvierten. Jeden Tag gingen wir in Begleitung eines heidnischen Satyrs (des Herrn Podgo, splitternackt und borstig) und eines sanften Erzengels (»Pater« Ioan Alexandru) in den Weinberg, und nach etwa sechs Stunden des Herumtrödelns kehrten wir in unsere Schlafsäle zurück. Schon nach einer Woche hätte niemand mehr sagen können, welches der Mädchenschlafsaal und welches der Schlafsaal der Jungen war. Wir hatten uns total vermischt. Eines Nachmittags hatte D. mich gebeten, ihr irgend etwas einzukaufen – damals waren wir erst Freunde, ein klein bißchen mehr als Kommilitonen –, so daß ich, als ich zurückkam, in den Mädchenschlafsaal ging. Das Chaos da drin war nicht zu beschreiben: Die eine lackierte sich die Fußnägel, die andere sprühte sich Intimspray ins Höschchen, wieder eine andere leckte eben einen Kerl ab (der Junge ist mittlerweile tot), während Mira und Altamira

(Sie glauben wohl, die gibt es in Wirklichkeit gar nicht? nun, es gibt sie, und heute leben sie zusammen) eng umschlungen unter einem Leintuch auf dem Bett lagen. D. lag auf dem Etagenbett darüber. Um sie besser sehen zu können, stieg ich auf die untere Bettkante: Sie lag kerzengerade ausgestreckt da wie eine Statue auf einem etruskischen Sarg und schaute mir unverwandt ins Gesicht. Ich muß noch sagen, daß D. die schönsten *gelben* Augen hatte, die man sich vorstellen kann, mit Wimpern, die sich wie kleine Angelhaken bogen. Heute sind sie nicht mehr so. Jedesmal, wenn ich sie nun sehe, erkenne ich sie an ihren Lippen (die sind tatsächlich unverwechselbar) und nicht an den Augen. Ich sagte das eine oder andere zu ihr, aber sie schaute mich weiterhin so an, als höre sie mir aufmerksam zu, könne jedoch aus unerfindlichen Gründen nicht hinter den Sinn meiner Worte kommen. Es hat wohl gut zwei Minuten gedauert, in denen ich ihr allerhand erklärt habe. Ich hatte zwar das dumpfe Gefühl, daß da etwas nicht stimmte, aber wie in einer absurden Traumsituation konnte ich nicht ahnen, *wo* genau der Fehler lag. Schließlich warf eine Kommilitonin beiläufig hin: »Laß sie doch, siehst du denn nicht, daß sie schläft? Die schläft so, mit offenen Augen.« In diesem Moment (weil D. mir weiterhin auf die allernatürlichste Weise in die Augen schaute) hatte ich das deutliche Gefühl – es hat sich so niemals mehr eingestellt –, daß ich träumte. Daß vielleicht mein ganzes bisheriges Leben ein Traum gewesen sei.

Aber in der Nacht darauf, als D. und ich bis zum Morgen in einem Feld mit Luzerne lagen, eine Flasche Wodka tranken und die Luzerne auf einer unvorstellbar großen

Fläche niederwalzten (wobei ich zum ersten Mal erfuhr, wie süß sich das Schamhaar eines Mädchens beim Streicheln anfühlt), war es ein Hypertraum, während es in den folgenden Jahren Träume waren, die einer im anderen steckten, wie die lackierten chinesischen Schachteln. Ein armer und skeptischer Sohn der Arbeiterklasse hatte eine Prinzessin kennengelernt etc. etc.

Was ich hier schreiben will, alles andere steht schließlich schon in Büchern, ist das, was ich bisher nirgendwo in meiner Literatur habe schreiben können, weil es sich, wie Kafka sagt, »nicht sagen läßt«.

Niemals hätte ich D. geliebt, wenn sie nur (sehr) schön gewesen wäre oder wenn sie keine anderen Verführungsmittel gehabt hätte als den *Palast*, in dem sie, wie mir schien, wohnte – als ich zum ersten Mal in ihrem Haus war, Ikonen in Hinterglasmalerei tapezierten die Wände, meinte ich tatsächlich, durch zig Räume gegangen zu sein –, und die faszinierenden Klamotten und Kosmetika, über die sie verfügte. Ich hätte sie auch dafür nicht geliebt, daß sie einmal, als ich sie wie gewöhnlich nach Hause begleitete, mit mir an einem kleinen, von einer trüben Glühbirne beleuchteten dreieckigen Platz stehenblieb, es war ein verschneiter Dezember, ihre feuchten Händchen in meine Manteltaschen steckte und mir, ohne ein Wort zu sagen, in der Dunkelheit in die Augen schaute, während es im Licht der einsamen Birne mit unbändiger Wut schneite. Dafür liebe ich sie erst jetzt. Die Wahrheit aber ist, daß D. mich durch ihre besondere Fähigkeit zu träumen verführte (und dies mit Nachdruck und Beharrlichkeit, also eher so, wie ein Mann eine Frau verführt).

D. war nicht übermäßig intelligent, viele hielten sie

sogar für eine Gans und bemitleideten mich theatralisch wegen der Mangelhaftigkeit unserer Beziehung. Mitunter machte sie auch ziemlich blöde Schnitzer. Auch war sie keineswegs treu. Im Gegenteil, sie konnte unerträglich mit anderen kokettieren und achtete stets darauf, mir auf sadistische Weise zu berichten, wen sie sonst noch traf. Aber als Träumerin trat sie in einer höheren Gewichtsklasse an und zerschmetterte mich bei jedem Aufeinandertreffen. Niemals und bei niemand sonst (*including* Nerval, Jean Paul nebst allen anderen weiter oben Genannten) begegnete ich besseren Träumen, Träumen von dermaßen ausgefeilter Architektur, solchen, die fester mit ihren Löwentatzen auf dem Boden standen und trotzdem auf Wolken und blauen Himmel gebaut waren. Erzählte sie mir einen Traum, so trat er mir in so vielen Details vor die Augen, daß ich etwas später meinte, *ich* hätte ihn geträumt. Oftmals, wenn ich sie nach Hause begleitet hatte, gewöhnlich abends nach den letzten Seminaren, traten wir in den Hausflur und setzten uns auf den Marmorstufen in ein Halbdunkel, in dem wir unsere Augen kaum sehen konnten. Dann zündete sie sich eine Zigarette an und begann zu erzählen. Unter den gekringelten Wimpern leuchteten ihre Augen wie in jener Szene in der leeren Bar in *Citizen Kane*. Ein Traum von ihr dauerte beim Erzählen mindestens eine halbe Stunde, mir aber war, wie in jener morgenländischen Geschichte, als währte er mehrere Leben lang, vergangene oder künftige. Zog ich beim Weggehen die schwere schmiedeeiserne Tür hinter mir zu, so fragte ich mich stets, wie ich bis zum nächsten Tag, da ich sie in der Universität wiedersehen würde, überleben sollte.

Später dann, als ich in meinen Büchern Träume erzählte, profitierte ich unzählige Male, schäbigerweise, von einem Haarriß im Urheberrecht – dem fehlenden Copyright auf Träume – und stahl ihr die bezauberndsten und ausdrucksstärksten Visionen, die mystischsten Dekors, die diskretesten Übergänge vom Realen ins Irreale und den *part way back*. Ihr gehörte der Traum vom Marmorpalast, den die Schmetterlinge überfluten, aus meinem Roman *Orbitor* – überhaupt sind die Schmetterlinge dort ihre Schmetterlinge –, ebenfalls ihr Traum war der mit der gewaltigen Höhle, in der Maria wochenlang auf zarten und beinahe durchscheinenden Fliesen aus Obsidian und Malachit herumirrt. Eigentlich habe ich nun den Eindruck, daß jeder Traum, den sie mir in jener weit zurückliegenden Zeit, da wir zusammen waren, erzählt hat, ja sogar diejenigen, die ich, unabhängig von ihrer Anwesenheit und ihrem Willen, geträumt habe, im innersten Kern ihres Hirns aufkeimte, einen durchsichtigen Keimling entwickelte, der meine Schädeldecke perforierte und plötzlich am Ende dieses Triebs sich in meinem Schädel als eine exotische und vielgestaltige Blüte entfaltete. Zwischen unseren Köpfen hatte sich eine Nabelschnur gebildet, sie war die Mutter, die mich mit der gelatinösen Substanz des Traumes nährte, während ich – der ich (oder weil ich) jede Faser ihres dürftigen Studentinnen- und Gänsenkopfes liebte – durch das Aufeinandertreffen der embryonalen Häutchen, die beidseitig mit gestohlenen Träumen beschrieben waren, immer größer wurde.

Und wo stehen wir heute: ich, ein Autor, der Ruhm (und mehr noch Verachtung) anhäuft, es nicht mehr

wagt, nächstens in irgendeinen Ring zu steigen, zu keinerlei Traumrunde. Sie, eine Unbekannte, ein benutzter und weggeworfener Briefumschlag, der Geld enthalten haben kann oder Heroin. Beide haben wir die Vierzig überschritten, und (um die Klassiker zu zitieren) »unsere unsterbliche Liebe ist zum Teufel« ...

Ich bitte D. – »wherever she is« –, diesen kleinen Text anzunehmen, nicht bloß als Wechselgeld für die Worte, die sie mir vor gar nicht *allzulanger* Zeit sagte, sondern auch als eine zärtliche Huldigung.